
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 78 Bromberg, den 4. April 1933.

Der wunderliche Berg Höchst
und sein Anhang.

Roman von Alfred Huggenberger.

(1. Fortsetzung.)

Es ist nicht immer vom Guten, wenn ein Freier Zeit zum Überlegen hat. Der Volksmund sagt:

Ein Freier, der an Zweie denkt,
Der hat den Karren lätz gerenkt.

Was kann aber Hannes Fryner dafür, daß ihn in diesem Augenblick etwas wie ein letztes Überlegen ankommt? Wie angeworfen ist es da. Nicht zu seinem Vergnügen, er will die Stimme überhören; aber sie sitzt ihm hartnäckig immer wieder im Ohr: Was du tun willst, das ist das letzte — nachher ist es Schluß mit deiner freudigen Zeit. War es nicht schön, mit jungen Mädchen jung zu sein und sich in allerbesten Treuen mit dem und mit jenem ein wenig abzugeben? Die zwei Kinder auf dem Weidgang zum Beispiel? Die jüngere, das Kätterli — stell' es dir wieder einmal vor! Oh — sie kann einen so neckisch ansehen! Ihr Lachen ist zwar etwas kurz, aber man kann bei gutem Willen doch etwas damit anfangen. Nicht umsonst hast du dir doch zu vielen Malen in allem Ernst gelten lassen: um die möchte ich eigentlich immer sein! Dumm, daß du dann eines schönen Regentages ihren Vater im Wirtshaus zur Bergstube schwatzen und schwadronieren hörtest! — Ja, der! Hannes Fryner schüttelt sich bei dem Gedanken, mit dem Weidgang-Samuel als mit seinem Schwiegervater am gleichen Tisch sitzen zu müssen. Ein Mensch, der über alle schlechten Taten Bescheid weiß und über alles loszieht, gilt bei den Berglern nicht viel. Ein Schnörri, sagt man. Und der Fuchsetbauer ist der größte Schnörri von allen, die man auf dem guten Berg Höchst jemals hat quatschen hören. Er hätte ja Grund, andern das Wort zu lassen. Sein Alter ist als Wilderer beim Fuchsgraben verunglückt, worauf der wohlklingende Zuname des Höfleins „Im Fuchset" anspielt. Ihm selber traut man in diesem Stück auch nur solang, als man ihn im Auge hat. So folgt er wohl einem Naturtrieb, wenn er fleißig über andere loszieht und damit seine eigenen Sünden in den Schatten rückt. An Stoff kommt er nie aus. Er schimpft über alles, über schlecht und recht. Er schimpft über die Nachbarn, die mehr Land haben als er und doch die Steuern nicht allein bezahlen, über den Staat, der vierzehn der schönsten Haldengütlein um einen Schleuderpreis eingehandelt, um sie dann zu einem Wildgarten aufzuforsten; über die Amtlischlecker am Berg, weil sie dem Schwindel zugesehen und vielleicht sogar Schmiergeld in den Sack gesteckt hätten. Er schimpft über den Herrgott, der die Maschinen erfinden ließ und der kein Einsehen habe, bis die braven Vergleute, Schang und Köbi, Gret und Näneli in der Fabrikhöll' unten im Grund oder im Halbstädtchen Schönau gleichsam Züchtlerbrot essen müßten. „Ich schimpfe," so erklärt er gewöhnlich zwischen hinein, „ich schimpfe nicht etwa zu meinem Vergnügen, sondern weil überhaupt geschimpft werden muß! Denn tät' ich es nicht, so würdet ihr siebenmal gescheiten Kartoffelstudenten euch gar einbilden, es sei euch sauwohl da oben am Berg!"

Und dann die Else Gloor von der untern Pfandegg — wäre das nicht auch ein Fall gewesen? Da hätte er gar ein Krösus werden können. Sie hat einmal zu ihm gesagt: „Du, Hannes, du hättest das Gold eineweg ungegraben in den Händen, wenn du den Heiletsbrunnen zu Rat ziehen würdest. Ein Bad müßtest du auftun und mich zu deiner Direktrice machen, wenn du denn nicht etwas anderes für gescheiter hältst. Ich bin als Saaltochter weit genug herum gekommen, daß es mir ein Scherz wäre, so einen Betrieb in Schwung zu bringen." Er hat über ihren Plan herzlich lachen müssen, er kommt ihm noch heute lustig vor. Gleichwohl — nun muß er das hübsche, große Mädchen ungewollt mit der Ros Amstein vergleichen, die neben ihr so wenig wie vor dem Weidgang-Kätterli bestehen kann. Hab ich denn just eine auslesen müssen, bei der man sich das Schönsein erst einbilden muß, die bloß so zur Not mit dem großen Haufen geht? wirft er sich im stillen vor. Kann ein vernünftiger Mensch wegen eines unverschämten Korbes Kopf über Hals in eine fast noch dümmere Sache hineintappen? . . .

Der Freier hat den Weg wieder unter die Füße genommen; aber sein Schritt ist bedächtiger geworden. Er schrickt leicht zusammen, als ihn jetzt nach Umgehung einer abgerutschten Erdwelle die matt erleuchtete Fensterreihe des Kirschgartenhöfleins von weitem mit einer gewissen Vertraulichkeit grüßt. „Guten Abend!" sagt das kleine Glitzerlicht der Hängelampe. „Guten Abend, Hannes Fryner! Hast du es recht im Sinn? Oder kommst du bloß wie ein Sommervogel? Hä nein, du weißt doch, was sie für eine Schaffige und Häusliche ist! Die ist schon vor dem Mannesvolk auf und bringt mehr aus dem steinigen Bödeli heraus, als manche im fettesten Talboden ziehen."

„Es gibt aber Hübschere, die auch Heu machen und auf den Pflanzplätzen zum rechten sehen können," gibt der Freier in Gedanken zurück.

Die Lampe verbirgt sich ein wenig zwischen den Kirschenbordtannen, kommt aber bald wieder hervor. Sie ist jetzt etwas ungehalten, sie sagt: „Warum flismest du denn dem Maitlein etwas zu, so im Vorbeischwirren, wenn sie Äste zusammenträgt? Warum machst du ihm den Kopf voll?"

„Weil ich ein Aff bin!" entgegnet Hannes Fryner kurzerhand. Er spricht die Worte sogar halblaut heraus. „Aber jetzt ist's weder zu früh noch zu spät, ich habe mich für nichts verschworen. Ich kann noch machen was ich will."

Das Licht ist nun einesmals nichts mehr anderes, als ein toter gelber Schein im Dunkel. Es sieht den Ankömmling stumpf und blöde näherkommen. Der bleibt, bevor er in die Halbhelle tritt, noch einmal stehen und sucht in seinen arg durcheinander geratenen Gedankenkram ein bißchen Ordnung zu bringen. Es kommt ihm jetzt durchaus unverständlich vor, daß er dieser Hexe vom Schürtobel zuleid oder einem Stück Wald zulieb vor alle andern Möglichkeiten eine Wand stellen und seitwärts in ein zwar wohl versorgtes, jedoch daneben vielleicht recht trockenes Leben abbiegen

soll. Und im selben Augenblick ist auch sein großer Beschluß umgeworfen. Heute noch nicht! Heut muß alles beim alten bleiben! Kommt Zeit, kommt Rat. Er kann ja der Ros aufbinden, er komme nur aus purer Verlegenheit schnell auf ein paar Worte zu ihr. Weil das Tauffest nun nahegerückt sei, und weil er als Anfänger immer in der Angst lebe, er könnte bei der Handlung am Taufstein vor den vielen Leuten etwas Ungeschicktes anstellen. Sie, Rose, die schon zweimal Gotte gewesen, werde ihm schon ein wenig über die Bräuche Bescheid sagen können. — Ja, so wird er sich wohl den Weg einstweilen noch freihalten können — nun er doch einmal die Dummheit begangen hat, sich selber bei ihr einzuladen . . .

*

Hannes Fryner sitzt steif und besonnen am alten Ecktisch in der Kirschgartenstube, steif, als hätte ihm jemand einen Stock zwischen Westenrücken und Rock gesteckt. Die Ros sieht ihn hin und wieder verstohlen an. Sie hat ihm gegenüber auf einer Stabelle Platz genommen und versteckt ihre erwartungsvolle Neugier hinterm Strickstrumpf. Ihre gesunden Bäcklein sind anmutig gerötet. Das ziemlich heftige Klirren der Stahlnadeln scheint zu fragen: „Wie lang will denn der noch in seinem Gesätzlein herumstudieren?"

Die Luft in der niedrigen Stube wird für den unredlichen Hochzeiter ganz schwer von Verlegenheit und Unfreude. Rose beugt sich jetzt tiefer über die Arbeit hin. Der halbfertige Strumpf in ihren Händen entblödet sich nicht, auch seinerseits eine vorwurfsvolle Miene aufzusetzen: „So ein Duckmäuser! Als ob man nicht wüßte, daß er sonst kein Mädchenblind ist! Oder sieht er denn die, die vor ihm sitzt, gar für ein Blümchen Bitte-tu-mir-nichts an?"

Der Freier balgt sich fortwährend mit dem einen Gedanken herum: Könnte sie denn nicht ein wenig hübscher sein? Wo liegt es nur, daß sie in ihrem Antlitz, das doch recht und wohlgemacht ist, eben das nicht hat, was beim Anblick mancher andern stetsfort ein Gelüstlein im Herzen und in den Augen wach macht: jetzt möchtest du doch mal eine Stunde lang und darüber hinaus nichts tun, als suchen und ergründen, wo denn der Zauber eigentlich seinen Sitz hat, der dir so lustig mitspielen und dich in einen Hans im Blust verwandeln kann.

Er kommt bei seinem Studium unbewußt etwas weiter. Die Arme — nun, die sind allweg prall und lind. Seine verstohlen abtastenden Augen müssen das übrigens bestätigen. Und wenn er der zutunlichen Neugier weiterhin die Zügel locker läßt, — ei ja, es ist da nichts zu tadeln. Rank und schlank brauchen nicht alle zu sein. Ein alter Scherzspruch kommt ihm in den Sinn:

Heimliche Fülle,
Glück in der Stille!

Die Ros hält es nun nicht länger aus. Sie gibt ihrem Mundwerk unversehens einen Stupf, und so räumt denn ihr Gesätzlein ein bißchen schnippisch mit der Stille auf:

„Wenn du am Sonntag keinen bessern Humor mitbringst als heute, dann wird es ein trockenes Fest absetzen."

„Besser zu trocken als zu naß!" gibt er beschlagen zurück. „Die Hebammen-Gritte sieht es nicht gern, wenn's ihr in den Taufgerust regnet."

Rose bringt ein kleines Lächeln zustand. „So lebst du doch wenigstens noch," stellt sie scherzend fest und ist nun schon etwas aufgeräumt. „Ja — da hättest du im vergangenen Sommer dabei sein sollen, als es die vom Gfirst anging! Da hat es immerzu heruntergeschüttet, immerzu, den ganzen Bergweg, bis wir unten im Vorzeichen der Kirche standen. Der Taufvater hat nach wie vor den Schirm über das Kindlein halten müssen, das Wasser ist ihm von den Rockschößen wie ein Bächlein abgetropft. Unter Zbindens Scheunendach in der Stilli hat er die Schuhe abgezogen und ausgeleert."

„Das Wetter bleibt schön," prophezeit Hannes, als ob er das vom Herrgott schriftlich hätte. Und bevor er recht darum weiß, ist er nun bereits mitten drin, sein verlogenes Anliegen wegen der Taufzeremonie mit beweglichen Worten vorzubringen und seine Unbeholfenheit in derlei heiklen Dingen recht glaubhaft ins Licht zu setzen.

Ros Amstein beugt sich erst eine Weile wie kurzsichtig über ihre Arbeit hin. Dann geht sie an den Wandschrank und kramt in Zeugsachen herum. Es ist ihr aber nur darum zu tun, ihren roten Kopf zu verbergen, ihre große Enttäuschung zu meistern. Sowie ihr das zur Not gelungen ist, wendet sie sich halbwegs nach ihm um und lacht. Sie weiß sich zu verstellen, es klingt wie aus Kindereinfalt heraus, dieses Lachen.

„Du bist noch ein rechter Hansruedi, du! Dir sag ich nichts. Wenn du nicht selber vorweg siehst und merkst, was Dümmere vor dir schon gesehen und gemerkt haben, dann — ja, in so einem Fall wollte ich schon lieber mit einem andern Götti vorliebnehmen."

Er ist richtig ein wenig überrumpelt. So etwas hätte er ihr nun nicht zugetraut. Sie steht noch immer am Kasten, lächelt einmal und lacht dann wieder offen heraus. Er umspannt ihr ganzes Sein und Wesen mit einem wohlwollenden Blick. So gut hat sie ihm noch nie gefallen.

„Ros, wenn du mich auslachst, so lache ich dich an," sagt er artig.

Sie hat die kleine Huldigung seiner Augen verschwiegen eingesteckt, tut jedoch gar nicht dergleichen, als wenn sie mit sich selber und auch zum Teil mit der Entwicklung der Dinge zufrieden wäre. Und nun sitzt sie wieder und strickt. Strickt, strickt. Er seinerseits ärgert sich halb und halb darüber, daß er jetzt wieder ganz oben, wieder ganz auf sich gestellt ist. So oft er sich mit schielendem Blick um ihr Antlitz bemüht, es will ihm kein Lichtlein aufgehen . . .

Nein — es wird nicht zu machen sein. Er muß sich wohl oder übel auf eine neue Lüge besinnen, um sich aus der selbstgestellten Falle herauszubringen. Er drechselt kluge Worte zusammen, die ihm freilich, schon während er sie ausspricht, knabenhaft blöde vorkommen: „Also — gut, wenn das Fräulein halt zu bequem ist, um mir einen Rat zu geben, dann bist du selber schuld, wenn du dich am Sonntag vor den vollgepfropften Kirchenbänken mit mir schämen mußt, halt weil ich da einen Schuh voll herausziehe."

Sie läßt den Strickstrumpf auf den Schoß fallen und sieht ihn, die Lippen zusammengekniffen, eine Weile steif an.

„Jetzt glaubt der weiß Gott, ich werde auf derlei ungereimtes Gefasel im Ernst hereinfallen!"

Das ist nun schon ein gelinder Nasenstüber. Der in die Enge getriebene Freier tastet nach einem letzten Ausweg, und glaubt ihn glücklich gefunden zu haben.

„Ich sehe schon, du tust es nicht anders, ich muß dir alles sagen. Ich bin denn also fast noch mehr einer andern Sache wegen gekommen. Ich sollte doch notwendig auch wissen, was so ungefähr der Brauch ist nachher, im Störchliwirtshaus. Ob da der Taufvater die Zeche bezahlt, oder ob das ehrenhalber dem Götti zusteht. Ich möchte nämlich nicht gern vom Urech als ein Knauser angesehen sein."

Rose blickt verloren nach der Wanduhr hinüber. „Jetzt könnt' ich — gib es selber zu — jetzt könnt' ich schon eine geschlagene Stunde lang im Bett liegen und schlafen . . ."

Sie strickt. Die Nadeln klirren nur so. Nach einer für den Freier recht mühseligen Pause sagt sie trocken: „Das was du zuletzt gefragt hast, kann ich dir dann am Sonntag im „Störchli" auf die Nase binden. So 30 oder 40 Rappen wird ein Götti, wenn er nicht ausgepfändet ist, für alle Fäll' doch im Sack haben?"

Hannes Fryner ist mit seinen Künsten zu Ende. Er hält es für geraten, sich mit seinem schlechten Gewissen hinter einem Vorwurf zu verstecken. „Es scheint mir, ich hab' dich nicht in einer guten Stunde angetroffen. Vielleicht ist es dir lieber, wenn ich wieder dahin gehe, woher ich gekommen bin."

Er steht zögernd auf. Da tritt sie schnell auf ihn zu und hält ihn zurück. „Du würdest mich schon recht verstehen, wenn du wolltest — und wenn du wüßtest, daß ich etwas Gewisses schon weiß . . ." Die Worte klingen gar nicht nach Heimschicken, sie kommen sogar, wie die nachfolgenden, aus einem vertraulichen Lächeln heraus. „Tu jetzt doch nicht so dumm, du! Und sitz wieder ab!"

Er gehorcht beinahe willenlos und denkt bei sich: Mit Unredlichkeit erntet man magere Freuden ein. Von ihrer molligen Nähe ein klein wenig erbaut und heimlich erquickt, kommt ihn die Lust an, noch einmal recht gründlich nachzusehen, wie viel denn etwa mit ihren Augen anzufangen wäre. Sie scheint ganz wohl auf seine Neugier eingerichtet zu sein. Wie ein Funke springt es auf ihn über: Weißt — langweilen müßtest du dich bei mir allweg nie . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rat für junge Mädchen.

Sag ihm,
daß sein Blick trotz aller Strenge gütig,
daß er prachtvoll tanzt und sich bewegt,
daß er gut und weich und edelmütig,
und geschmackvoll bunte Schlipse trägt.
Fliegen bleiben stets, willst du sie fangen,
nur an Honig, nicht an Essig hangen.

Sag ihm,
daß du Freude hast an seinen Witzen,
daß du stets auf seine Worte schwörst,
daß die Mäntel, die er trägt, gut sitzen,
daß du ihn sogar gern singen hörst!
Fliegen bleiben stets, willst du sie fangen,
nur an Honig, nicht an Essig hangen.

Sag ihm,
daß sein Tun und Lassen immer richtig,
daß sein Lächeln so bedeutungsvoll,
daß sein reifes Urteil immer wichtig,
daß er, wie er ist, stets bleiben soll!
Fliegen bleiben stets, willst du sie fangen,
nur an Honig, nicht an Essig hangen.

Unter kurdischen Banditen.

Von **William J. Makin**,

dem bekannten Erzähler und Weltreisenden.

Eine Gruppe junger englischer Fliegeroffiziere saß einmal während des Weltkrieges vor einer Karte von Mesopotamien. Ein sonngebräunter Mann in reiferen Jahren, dem man sofort den Kavallerieoffizier ansehen konnte, sagte: „Meine Herren, ich gebe Ihnen einen letzten Rat. Wenn einer von Ihnen mit seinem Flugzeug zwischen Arabern niedergehen muß, dann soll er seine Pistole ziehen, schießen, was er kann, und die letzte Kugel für sich selbst aufheben. Auf Mitleid dürfen Sie nicht hoffen. Wenn Sie aber einmal zwischen Kurden notlanden müssen, dann strengen Sie Ihr Hirn an und erzählen Sie den Leuten ein paar gute Witze oder eine interessante Geschichte. Der Kurde nämlich ist Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Er achtet den besiegten Gegner, aber er verlangt von ihm gleichzeitig, daß der Unterlegene unterhaltsam ist."

Die Kurden sind heute das Schreckgespenst des Iraks. Sie werden als grausame und hinterlistige Bergbewohner geschildert, die blitzartig in die Ebene hinabstürzen und alles töten, was vor ihre Messer kommt. Die Beschreibung stimmt nicht ganz. Vor einem Blutbad freilich scheuen die Kurden nicht zurück, denn sie sind ja selbst zu Tausenden hingeschlachtet worden. Sie haben sich in ihren schneebedeckten Bergen mit verzweifelter Zähigkeit gehalten, ihre Gewehre gehen sofort los, und sie sind im Bauchaufschlitzen Meister. Solange es einen kurdischen Stamm gibt, hat er in ständigem Kriegszustand gelebt. Die Kurden kämpften gegen alle Reiche, die je in Vorderasien bestanden, gegen Meder, Perser, Mazedonier, Parther, Römer, Byzantiner, Mongolen, Türken und Engländer.

„Kämpfen heißt leben!" sagte einmal ein Kurde zu mir, als ich in seinem Hause in Täbris ein von Wanzen wimmelndes Bett mit ihm teilte. „Wir haben hier ein Sprichwort, das heißt: Über Blut, das in ehrlichem Kampf vergossen wurde, wächst wieder Gras."

Mein Gastfreund betrieb das edle Räuberhandwerk und verdiente dabei soviel, daß er sich jeden Luxus erlauben konnte. Sein geräumiges Haus hatte drei Stockwerke, und unser Schlafzimmer lag im obersten. Eine Stunde, nachdem ich dort eingezogen war, erschienen nach und nach fünfzehn Familienmitglieder, die alle dort schlafen wollten. Selbst die Kurden in den Städten geben die vom Zeltlager stammende Sitte des zusammengepferchten Haufens nicht auf.

Natürlich konnte ich in dieser Atmosphäre nicht schlafen. Wir unterhielten uns also, und mein Gastfreund erzählte von seinen Kämpfen: „Der große Mustapha Kemal wollte uns aus unseren Wohnsitzen verdrängen. Er sandte Tausende von Soldaten, schwere Geschütze und selbst Giftgas, um uns zu vernichten. Aber unsere Leute brachen wie ein Heer von Widdern in ihren Fellkleidern von den Bergen hernieder, und bald liefen die Türken um ihr Leben. Wir jagten sie noch über den Wansee hinaus. Bei Allah, es war eine schöne Schlacht."

Die geschilderten Ereignisse hatten sich drei Jahre vorher zugetragen. Glücklicherweise waren es nur hundert Türken gewesen, die in den See getrieben wurden. Die Kurden hatten sie zu Gefangenen gemacht und jagten sie nun vor ihren Gewehrmündungen her ins Wasser. Sie lachten herzhaft, als die armen Opfer immer mehr in den Fluten verschwanden, bis nur noch ein paar Köpfe über dem Wasser zu sehen waren. Nach diesen hielten die Kurden Scheibenschießen.

Einer der berühmtesten unter den kurdischen Räubern war Agha Telle. Durch die Täler Kurdistans schallen noch die Gesänge, die von seinen Taten künden. Seine Favoritin soll eine junge Levantinerin gewesen sein, die sich auf der Hochzeitsreise befand, als Agha Telle die Karawane ihres Gatten abfing. Mit schurkischer Grausamkeit ließ der Kurde den jungen Ehemann abschlachten, während die Levantinerin zusehen mußte.

„Und dann?" fragte ich, als man mir die Geschichte erzählte. „Dann", antwortete mein kurdischer Gastfreund, „dann hat sie Agha Telle geheiratet und ihm vier Söhne geschenkt."

Während des Krieges gegen die Türken folgten die Frauen ihren Männern in den Kampf. Sie feuerten sie durch Kampfschreie an und ergriffen die Gewehre der Verwundeten und Gefallenen. So beteiligten sie sich mit voller Hingabe an diesem Sport, als den sie das Türkenmorden betrachteten.

In den kurdischen Bergen sah ich, daß die Mütter nicht nur ihre kleinen Kinder auf dem Rücken tragen, sondern auch Gewehre. An den Hängen des Ararat trifft man keinen Menschen ohne Schußwaffe. Der Schmuggel von Gewehren über die persische Grenze hinüber ist ein einträgliches Geschäft. In den kurdischen Lehmhäusern besteht die ganze Möbeleinrichtung aus Gewehrständern. Man geht dort auch am besten in voller Kleidung zu Bett. Vielleicht peitscht mitten in der Nacht ein Gewehrschuß auf. Eine Minute später befindet sich der Fremde inmitten eines fröhlichen Höllenlärms, zu dem wildgewordene Ziegen und Schafherden und hysterische Weiber ihren Anteil beisteuern.

Die Kurden leben in der Hauptsache von Ziegen und Schafen. Die Erde in ihren Tälern ist wohl fruchtbar, aber wenn man sich in der Hauptsache mit Kampf beschäftigt, so hat man eben zum Ackerbau keine Zeit mehr. Die Kurden sind ständig auf der Suche nach einem passenden Feind, und dort, wo Syrien, der Irak, die Türkei und Persien aneinander stoßen, finden sich immer Karawanen, die das Ausplündern wert sind.

Wer die Dörfer der kurdischen Räuber besuchen will, muß in die tiefsten Bergschründe hinabklettern. Der Himmel ist dort oft nicht sichtbar. Die Lehmhäuser sind mit Beute vollgepackt. Ich sah einmal einen billigen Wecker und einen alten Autoreifen friedlich nebeneinander liegen. Sie stammten beide von einer Karawane, die sich zu nahe an die kurdischen Berge herangewagt hatte.

Im Nahgefecht sind die Kurden verzweifelte Kämpfer. Die Art und Weise, wie sie ihre Feinde abschlachten, ist oft im höchsten Maße abstoßend. Dafür sind aber auch die Kurden oft in ihren Tälern eingekreist und erbarmungslos niedergemacht worden. Sie starben, auf den Lippen den Haßgesang gegen die Männer, die ihren Heimatboden entweiht hatten.

Ein merkwürdiges Volk, diese Kurden. Man findet unter ihnen Teufelsanbeter und die fanatischsten Mohammedaner. Eine Anzahl unter ihnen verehrt den Fisch als Gottheit; vielleicht ist das eine alte Erinnerung an die Sage, daß nach der Sintflut die Arche auf dem Ararat landete.

Wenn die Bergkurden nicht durch äußere Feinde getötet werden, so kosten die häufigen Erdbeben Tausende von ihnen das Leben. Die Dörfer in den Bergtälern werden wie Ziehharmonikas zusammengepreßt. Dann suchen sich die Nomaden neue Weideplätze. Ich habe sie auf solchen Märschen beobachtet, wie sie ihre wenigen Habseligkeiten und alles, was sie retten konnten, bei sich trugen. Ich sah eine alte Frau unter der Last einer Tür daherhumpeln. Es war alles, was von ihrem Haus übrig geblieben war. Diese Tür sollte später feierlich vor die neue Lehmhütte gesetzt werden, die das alte Weib sich bauen wollte.

Heute beobachten die Kurden mißtrauisch das Fortschreiten der Straßen, die von Engländern und Persern gebaut werden und immer tiefer in ihre Berge hineindringen. Die Kurden wissen nicht recht, ob sie über die Lager der Straßenbauarbeiter herfallen sollen. Denn auf der anderen Seite werden ja diese Wege von vielen Karawanen benutzt werden, die vom Kaspischen Meer zum Mittelmeer reisen. Neue Beute steht also in Aussicht. Der schrille Pfiff des Führers wird bald durch die Täler schallen und die Kurden zu einem ihrer bekannten blindwütigen Angriffe auf die Karawane hetzen.

Mein Gastfreund im wanzenverseuchten Schlafraum zu Täbris hielt die Zeit für gekommen, um seine Erzählungen abzuschließen. „Die grauen Straßen Kleinasiens", sagte er, „sollen wieder einmal rot werden von Blut. Aber die Opfer sind es wert. Tapfere Männer baden in Blut. Nur die Waschlappen benutzen dazu Wasser."

Freund Hein geht vorüber.

Skizze von Heinrich Riedel-Berlin.

Als der berühmte Komiker Adrian eines Morgens um elf Uhr erwachte, fand er, daß ihn seine Frau verlassen hatte. Er fand es nicht gut.

Adrian spielte seit zehn Wochen die Hauptrolle in dem Reißer „Der Tod über Manhattan", einem grotesk-rührseligen amerikanischen Schwank. Er war, wie fast alle geborenen Komiker, kurz und rundlich. Außerdem wies er infolge seiner ewigen Rolle in letzter Zeit einige Zeichen leichter Geistesgestörtheit auf. Er haßte übrigens diese Rolle mit ihren unerforschlichen Plattheiten wie die Pest und hatte bereits mehrfach Selbstmordabsichten geäußert.

Dagegen war der Marchese, mit dem Adrians Frau abgereist war, eine modisch schlanke, dunkle Erscheinung, besaß ein Rittergut in Vorarlberg, ein Bergwerk in Pipopeli, Südamerika, und einen Koffer voll erstklassiger Aktien in einer spanischen Bahnhofs-Gepäckaufbewahrungsstelle.

Und gerade den also sollte jetzt Frau Adrian schnell mit ihm auslösen gehen. Denn der Marchese, der aus ganz romanhaften Gründen vor kurzem in eine augenblickliche Geldverlegenheit gekommen war, hatte von einem Freund ein Darlehen von dreitausend Mark darauf bekommen. Und das mußte man erst zurückbezahlen, bevor dieser den Gepäckschein herausgab. Eine Kleinigkeit, 3000 Mark gegen 267 000, die im Koffer waren und von denen Frau Adrian den dritten Teil erhalten sollte.

Dieser Marchese wurde jedoch schon auf der nächsten größeren Station polizeilicherseits aus dem Zuge geholt wegen seiner Vergeßlichkeit bezüglich der Bezahlung von Hotel- und anderen Rechnungen. Bei dieser Gelegenheit ging Frau Adrian ein Licht auf. Sie fuhr schleunigst zurück und brachte so ihr ganzes Geld und ihre Schmucksachen wieder mit.

Und dann fiel sie in Verzweiflung, Reue und Sehnsucht. Sie hatte das bombensichere Geschäft nämlich auf eigene Faust machen, ihrem Mann erst nach Erhalt des Kofferanteils schreiben und ihn mit ihrem Reichtum überraschen wollen.

Natürlich traute sie sich nun nicht in ihre Wohnung, mietete ein kleines möbliertes Zimmer und irrte an diesem Tag und in dieser Nacht ratlos umher. —

Der arme Adrian liebte seine Frau sehr, und da er keine Ahnung von der Geldsache hatte, dachte er, es handle sich um Liebe. Er war ganz verzweifelt. Seine Rolle legte er allerdings jeden Abend, aller Ehren wert, weiter hin. Dafür war er ja Schauspieler.

Im dritten Akt besagten Sensationsstückes stieg die große Szene des Komikers. Darin mußte sich Adrian, um seine Schwiegermutter zu erschrecken und zu ärgern, zum Schein aufhängen. Die alte Dame hatte dann nach einer geraumen Weile zu erscheinen, ihn abzuschneiden und durch eine Ohrfeige wieder ins Leben zurückzurufen. Also eine reichlich possenhafte Idee. Aber die Leute wollten sich dabei fast ausschütten.

Natürlich war die Sache so vorbereitet, daß dieses Aufhängen keinerlei Gefahr für den Darsteller bot. Adrian hing in Wirklichkeit nicht am Halse, sondern an einem Brustgurt, den er mittels eines Hakens schnell und unauffällig an dem Strick befestigte. Überdies erwies er sich während des Hängens durch das Ausprobieren der passendsten Grimasse, die er der Schwiegermutter vormachen wollte, stets als sehr lebendig. An sich hätte er sich natürlich auch am Halse aufhängen können.

Eines Abends nun, als man bis kurz vor jene Szene gekommen war, zuckte Adrian plötzlich zusammen und starrte wie geistesabwesend nach einer Loge. Er erbleichte unter der schönen rosafarbenen Lebemannsschminke. Freude und Schmerz zugleich wuchsen in ihm in Sekundenschnelle wie stürmende Ströme zu ungeheurer Wucht und bewirkten einen seelischen Kurzschluß.

Er setzte sein Spiel fort, aber es war, als ob ein Krampf in ihn hineingefahren sei. Die Zuschauer merkten nichts. Wenn man aber dem Blick seiner Augen, die immer wieder die gleiche Richtung einschlugen, folgte, so konnte man in jener Loge, die bis dahin leer gewesen — ganz im Hintergrund, fast im Dunkel — eine Frau bemerken. Eine Frau, die seltsam erregt und unverwandt auf den Komiker starrte.

Adrian hatte inzwischen den Strick aus dem Schrank genommen und suchte — gemäß der Regieanweisung — nach einer passenden Aufhängevorrichtung, die er schließlich an einem hochangebrachten Kleiderhaken neben der Tür entdeckte. Er wirkte äußerst komisch, wie an jedem Abend. Das Publikum kicherte unablässig.

Jetzt hing er in der Schlinge und stieß den Stuhl, den er benutzt hatte, mit den Füßen fort.

Merkwürdigerweise machte er diesmal keine komischen Grimassen. Sein Mund war weit geöffnet, und die aufgerissenen Augen starrten ins Unendliche, ohne Blickpunkt. Maskenhaft, unheimlich ruhig blieb sein Gesicht. —

Da plötzlich drang aus der Loge, in der die Frau noch immer im Halbdunkel saß, ein markerschütternder Schrei. Sie sprang auf an die Brüstung und suchte sie zu überklettern. „Er hat sich erhängt", schrie sie. „Schneidet ihn ab!"

Aber nun brach sich das Gelächter der Leute wie Donnerhall mehrhundertstimmig an den Wänden. Es war eine Explosion. Viele hielten die Sache für einen neuen Trick.

Die Frau in der Loge schrie jedoch mit einer geradezu besessenen Dickköpfigkeit weiter. Sie geriet mit dem Logenschließer ins Handgemenge und gebärdete sich wie eine Tobsüchtige. Und dann stürzten auf einmal der Inspizient und der Feuerwehrmann — die Schauspieler waren in ihren Garderoben — auf die Bühne und schnitten Adrian ab. Er glitt steif und leblos in ihren Armen zur Erde.

Wie Grauen legte es sich über das Publikum, das zu begreifen begann, was da oben gespielt worden war. Der Vorhang fiel. —

Dem Theaterarzt gelang es mit Mühe, Adrian wieder ins Leben zurückzurufen. Neben dem Wiedererwachenden aber stand die Frau aus der Loge, tränenüberströmt. Adrians Frau. Die Versöhnung fiel nicht schwer.

„Ach ja", sagte Adrian schließlich, melancholisch und heiter zugleich, „ich bin nun mal ein Clown. Habe kein Talent für Tragödien."

Einen Vorteil aber hatte er: Das Stück wurde vom Spielplan abgesetzt.



* **Das hätte selbst Goethe nicht gekonnt.** Ein junger, eitler Dichter hatte Tristan Bernard einen Band seiner Gedichte gesandt. Bei der nächsten Gelegenheit fragte er ihn, wie sie ihm gefallen hätten. „O", sagte Bernard, „da sind sogar zwei dabei, die hätte selbst Goethe nicht fertig gebracht." Der junge Musensohn blähte sich vor Stolz: „Welche meinen Sie denn?" — „Welche?" erwiderte Bernard. „Die beiden, die vom Kino und vom Radio handeln."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.